

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 51

Sonntag, den 12. November 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. Nov.: Martin; Montag, 13. Nov.: Stanislaus; Dienstag, 14. Nov.: Josephat; Mittwoch, 15. Nov.: Gertrud; Donnerstag, 16. Nov.: Albert der Große; Freitag, 17. Nov.: Florianus; Samstag, 18. Nov.: Odo.

22. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 15—21.

In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in seiner Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst und dich um niemand kümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen; sag uns nun, was meinst du wohl: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Von den Folgerungen, die sich aus dem Bekenntnis der katholischen Kirche als der allein von Gott ausgewählten wahren Kirche ergibt, sind es hauptsächlich zwei, die bei unseren Gegnern stets bekämpft und angefeindet werden. Diese zwei Sätze heißen: 1. Der Papst ist unfehlbar. 2. Außer der Kirche ist kein Heil. Wenden wir uns heute dem ersten Satze zu.

Erst seit dem letzten vatikanischen Konzil (1869) ist die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erklärt worden, so daß also nunmehr jeder Katholik unter Strafe der Exkommunikation dieses Dogma zu glauben gehalten ist. Um diesen Glaubenssatz zu verstehen, muß man erst den anderen Satz besprechen, von dem dieser ein Teil ist: Die Kirche ist unfehlbar. Das soll heißen, daß die Kirche bei der Ausübung des Lehramtes (Predigtamtes) vermöge des Beistandes des hl. Geistes nicht irren kann. Unfehlbare Entscheidungen fällt die Kirche über Glaubens- und Sittensachen und in der letzten Instanz über die hl. Schrift und die Uebersetzung und deren Auslegung. Träger der Unfehlbarkeit ist das kirchliche Lehramt, das ist entweder der Papst für sich allein oder die Gesamtheit der Bischöfe im Verein mit dem Papst und in Unterordnung unter den Papst. Für sich allein besitzt der einzelne Bischof nicht die Gabe der Unfehlbarkeit. Noch weniger besitzen die gewöhnlichen Priester bei Ausübung des Lehramtes die Unfehlbarkeit. Sie sind die Gehilfen des Bischofs und bezeugen und predigen den von den Bischöfen überlieferten und erklärten Glauben. Man unterscheidet eine ordentliche oder gewöhnliche Lehrverkündigung und eine außerordentliche, feierliche. Unter der gewöhnlichen Lehrverkündigung versteht man die in der Kirche von Geschlecht zu Geschlecht fortbauende Predigt des christlichen Glaubens, näherhin die Lehre des apostolischen Glaubens seitens der Bischöfe und der von ihnen bestellten Gehilfen, die unversehrte Uebersetzung der hl. Schrift und die Erklärung ihres Sinnes, die Bekämpfung der Glaubensirrtümer, die Uebung und Uebersetzung des kirchlichen Auf-

trags, die Pflege der christlichen Sitten. Die feierliche, außerordentliche Lehrverkündigung der Kirche gibt sich bei zwei Gelegenheiten kund, bei einer feierlichen Lehrverkündigung des Papstes, und dann bei einer Lehrverkündigung eines allgemeinen Konzils. Ein Konzil ist die feierlichste und nachdrücklichste Form der kirchlichen Lehrverkündigung. Solcher allgemeinen Konzilien gibt es im ganzen zwanzig. Das erste fand statt in Nicäa im Jahre 325, das letzte in Rom im Vatikan im Jahre 1869-70.

Damit haben wir die Stellung der päpstlichen Unfehlbarkeit in ihrem Zusammenhang mit anderen Glaubenswahrheiten festgestellt. Wir wollen nun das Dogma näher erläutern und begründen.

Wann ist der Papst unfehlbar? Der Katechismus sagt: Der Papst entscheidet unfehlbar, wenn er als oberster Hirte und Lehrer der Kirche in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre eine Entscheidung gibt, die für die ganze Kirche bestimmt ist. Das ist in der Tat eine völlig zureichende, außerordentlich klare Definition, und man wünscht, daß unsere Gegner sich diese Katechismusfrage erst ansehen, wenn sie darüber etwas reden oder schreiben wollen, anstatt ihre landläufigen lächerlichen Einreden von „falschen Papst“ und ähnlichen einfältigen Bemerkungen zu machen. Die amtliche Unfehlbarkeit des Papstes hat also ihre genau umschriebenen Grenzen und Einschränkungen. Der Papst ist nicht unfehlbar in nicht amtlichen Entscheidungen, z. B. wenn er in der Peterskirche oder im Vatikan eine Ansprache an Pilger hält, wenn er einen Brief an den Regenten eines Reiches oder an sonstige Privatpersonen schreibt, wenn er einen Orden genehmigt oder aufhebt, die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 u. a. Der Papst ist unfehlbar heißt am allerwenigsten: er kann nicht sündigen. Der Papst ist ein Mensch wie alle anderen und kann in anderen Dingen irren, fehlen, sündigen. Es ist ja bekannt, daß einige lasterhafteste Päpste gegeben hat. Der Papst, auch der jetzige, hat seinen Beichtvater, der jede Woche in den Vatikan kommt und den Papst beicht. Trotz aller Belehrung und Auseinandersetzung wird gerade jetzt dieser Punkt von den Protestanten immer wieder zum Gegenstand beleidigender Äußerungen über den Papst gemacht. Man kann fast kein Buch lesen, das von einem Protestanten geschrieben ist, ohne daß man bei gegebener Gelegenheit höhnische Bemerkungen über den unfehlbaren Papst in Verbindung mit dem sündhaften Leben einiger Päpste begegnet. Auch gelehrte, im wissenschaftlichen Leben hervorragende Männer dieser Welt, wie es scheint unausrottbar vorurteilhaft, zu unsern. Auch in der Unterhaltung mit Protestanten kann man ruhig eine Worte eingehen, daß unter zehn nicht einer weiß, daß die Sündenlosigkeit nicht zur Unfehlbarkeit gehört.

Die Unfehlbarkeit des Papstes ist eine von Christus geoffenbarte Lehre. Darüber gibt wiederum der Katechismus klaren und erschöpfenden Aufschluß. Er fragt: Woher wissen wir, daß diese Entscheidungen des Papstes unfehlbar sind? Das wissen wir daher, daß Christus den Papst als den Nachfolger des heiligen Petrus I. zur Grundfesten seiner Kirche gemacht, (Matth. 16, 18) 2. zum Lehrer und Hirten der ganzen Kirche aufgestellt, (Joh. 21, 15-17, 3. ihm die Verheißung gegeben hat, sein Glaube werde nicht wanken, und den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken. „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wankt, und du wirst wiederum stärken deine Brüder.“ (Luk. 22, 32) Die bekannte Stelle

für den ersten Punkt lautet: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ (Matth. 16, 18.) Wenn Petrus der Fels, d. h. die solide, nicht wankende Grundlage der Kirche sein soll, dann mußte ihn Christus so herrichten, daß er nie in Irrtum fallen konnte, sonst wäre niemals Verlaß auf ihn, und die Kirche wäre dem Verfall ausgesetzt. Die Gewähr für den ewigen Halt des Gebäudes der Kirche ist die Irrtumslosigkeit, die Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten. Aus der Stellung des Papstes als des obersten Hirten und Lehrers folgt eben als seine Unfehlbarkeit. („Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“) (Joh. 21, 15, 17.) Denn die Sorge für die Lämmer (Gläubigen) und die Schafe (Bischöfe) erstreckt sich vorzüglich auf die Sorge für die Reinheit des Glaubens. Der Glaube ist aber die unerlässliche Bedingung des Heiles. Daher ist notwendig, daß der, der mit dem Oberhirtenamt betraut ist, die unerschütterliche Wahrheit besitzt und den Schafen die göttliche Nahrung der unverfälschten Lehre zu bieten im Stande ist. Wenn endlich Jesus für Petrus betet, daß sein Glaube nicht wankt, was heißt das anders als: durch die Fürbitte Christi wird sein Glaube rein und unverfälscht bleiben, und durch seinen unverlierbaren Glauben wird er den Glauben der anderen stärken.

Die Kirche mußte ohne Gefahr fortbestehen, als Petrus starb. Deshalb mußte die dem Petrus verliehene Gabe auch auf seine Nachfolger übergehen, alle Päpste müssen in ihrer amtlichen Tätigkeit unfehlbar sein. Aus der Kirchengeschichte werden von unsern Gegnern eine Reihe von Fällen angeführt, die dazun sollen, daß einzelne Päpste falsche Lehren aufgestellt, oder der Häresie Vorschub geleistet, die katholische Wahrheit nicht rein erhalten hätten, usw. Wir können hier auf diese Fälle nicht näher eingehen, da dies zu weit führen würde. Als auf dem letzten Konzil die päpstliche Unfehlbarkeit als kirchliche Glaubenswahrheit erklärt wurde, haben diese Fälle sowohl auf dem Konzil wie bei den Gegnern des Konzils, besonders bei den Alt Katholiken, die sich damals von der Kirche trennten, eine große Rolle gespielt. Die Alt Katholiken haben bis in die letzten Winkel der Papstgeschichte hineingeleuchtet, um vielleicht doch noch einen Fall zu finden, der sich als Verletzung der Unfehlbarkeit konstruieren ließe. Sie haben auch eine ganze Reihe von solchen Fällen genannt. Aber auch unsere katholischen Gelehrten, wie die Väter des Konzils, haben alles geprüft, und das Resultat ist, daß aus keinem einzigen Fall eine Verletzung der päpstlichen Unfehlbarkeit nachgewiesen werden konnte. Jetzt, da das kirchliche Lehramt gesprochen, müssen wir sagen: Niemals wird aus der Geschichte nachgewiesen werden können, daß der Papst in Glaubens- oder Sittensachen geirrt habe.

Wer über die Bestimmung der Kirche nachdenkt, auf der einen Seite die menschliche Unzulänglichkeit bei der Erforschung der Wahrheit, auf der andern Seite aber die Notwendigkeit einer letzten unanfechtbaren Instanz beachtet, muß sagen: Die Unfehlbarkeit des Papstes ist eine Forderung der Vernunft. Es muß in letzter Linie eine völlig einwandfreie Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten und Fragen des Diesseits und Jenseits geben, da sonst der Zweifel und Aengsten kein Ende wäre. Auch in unseren bürgerlichen Verhältnissen hat sich die Notwendigkeit einer höchsten Rechtsinstanz gebildet. In jedem Staatswesen gibt es eine solche letzte unwiderrufliche Entscheidungsbehörde. Diese letzte Behörde — im Deutschen Reich das Reichs-

Gericht in Belgia — ist nicht unfehlbar, wie die Erfahrung ja zeigt, sie will es auch nicht sein. Sie will mehr durch möglichste Ermittlung der Wahrheit den sonst endlosen Streitigkeiten ein Ende machen und den Besitz sichern. Und es ist klar, daß das Reichsgericht damit sehr segensreich wirkt, trotz des Mangels der unfehlbaren Entscheidung. Dieser Mangel darf aber bei einer Behörde, die in Sachen von höchster Wichtigkeit für Leben und Sterben entscheidet, nicht vorhanden sein. Da muß eine über alle Zweifel erhabene Sicherheit vorliegen. Die päpstliche Unfehlbarkeit gibt diese Sicherheit.

Auch Luther entging die Notwendigkeit einer unfehlbaren Entscheidung in Glaubenssachen bei Einrichtung seiner Kirche nicht. Er ging schließlich dazu über, für sich selbst die Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen und zu fordern: „Denn schließlich ich meiner Lehre gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel, wie St. Paulus schreibt, Richter sein, daß wer meine Lehre annimmt, daß er nicht möge selig werden.“ (Erlanger Ausgabe, 28. 143.) Den Beweis für seine Unfehlbarkeit konnte er freilich nicht führen, und noch heute tappt die oberste protestantische Kirchenbehörde im Dunkeln und läßt sich von einem Irrtum in den andern führen.

Die wahrheitsliebenden Seelen werden gerade durch die Unfehlbarkeit der Kirche angezogen. Professor Albert von Ruville in Halle, der vor einigen Jahren katholisch wurde, gesteht, daß er „gerade durch die Unfehlbarkeitslehre der katholischen Kirche widergeglückt wurde.“ Er hat in einem eigenen Kapitel sich über die Unfehlbarkeit näher verbreitet, die er den „Felsgrund der katholischen Kirche“ nennt. In der Tat, der Unfehlbarkeit verdankt unsere Kirche ihr Wachstum und ihre Blüte und ihren Bestand für die Zukunft. Bps.

Dele

Der hl. Leopold — Schutzpatron von Oesterreich

(15. November.)

Varmherzigkeit und Wahrheit schenken den Königen, und durch Guld wird fest sein Thron. (Eph. 20, 28.)

Ein ferndeutscher Fürst und ein Heiliger war der große Markgraf Leopold III. von Oesterreich.

Leopold war der Sohn Leopolds II., des Babenberger, der mit kräftiger Hand die Markgrafschaft Oesterreich schufte. 1073 zu Welt geboren, hatte er an seiner frommen Mutter die erste Erzieherin. Und die Reime, die von der Mutterliebe geheiligt, in des Sohnes Herz gesenkt wurden, entwickelten sich unter der Leitung des großen Bischofs Altmann von Passau aufs herrlichste weiter. In Passau verkehrte er auch viel mit den Benediktinern; man sah ihn oft mit ihnen die kirchlichen Tagzeiten beten; überhaupt zeigte der junge Fürst damals schon eine gewisse Vorliebe für die Ordensleute, die hauptsächlichsten Kulturträger damaliger Zeit.

Im Verkehr mit dem würdigen Oberhirten und den Gelehrten, eifrigen Mönchen, erwuchs Leopold zu einem gebildeten, gottesfürchtigen jungen Manne. Dabei vergaß er aber auch nicht die körperliche Ausbildung, wie sie einem künftigen Herrscher ziert. In ritterlichen Spielen stählte er Auge und Hand. In erster Linie wollte aber Leopold Christ sein, demüthigen Sinnes wandelte er vor Gott und Menschen; kein unschönes Wort kam über seine Lippen; die Lüge haßte er wie alles Unrecht; seine Lieblingslesung war die hl. Schrift, und betrachtend suchte er die tieferen Sinne der heiligen Bücher zu kosten.

1096 kam er an die Regierung. Zehn Jahre später, im Alter von dreißig Jahren, führte er Agnes, die schöne und fromme Tochter Heinrichs IV. als Braut heim. Agnes unterstützte ihren heiligen Gemahl aufs beste in dem edlen Streben, die Völker Oesterreich zeitlich und ewig glücklich zu machen. 18 Kinder entstammten dieser echt christlichen Ehe. Zwei davon sind bekannt geworden als vorbildliche

Kirchenfürsten, Otto als Oberhirt von Freising und Konrad, zuerst Bischof von Passau, dann Erzbischof von Salzburg.

Das ganze Streben Leopolds ging dahin, Oesterreich nach Innen voranzubringen, nach Außen kräftig zu schützen gegen alle Feinde. Da er im Christentum, im völligen Ergriffen sein von der Religion des Kreuzes das beste Mittel sah, seine Völker zufrieden, wohlhabend und stark zu machen, förderte er die Interessen der Kirche aufs eifrigste. Im Vereine mit tüchtigen Bischöfen suchte er einen vorbildlichen Priesterstand heranzubilden, der in Frömmigkeit und Wissenschaft den anderen Führern sein könne. Er sparte keine Mittel, wenn es galt würdige Gotteshäuser zu bauen, die Feier des Gottesdienstes recht erbaulich abzuhalten. Um beides zusammen zu erreichen, erbaute er mit der größten Freigebigkeit mehrere Klöster. Den Augustinern baute er Heilskreuz, den Benediktinern Klein-Mariazell; in Klosterneuburg gab er seinem Lande das erste Zisterzienserkloster. Den Klöstern in Seitenstetten, in Herzogburg, St. Florian, St. Peter, in Salzburg, St. Niklas in Passau war er der größte Wohltäter.

Leopold sorgte als echter Landesvater für sein Volk. Zuerst dadurch, daß er mit seiner Familie allen anderen Familien das beste Beispiel gab. Mit seiner frommen Gattin erhob er sich jede Nacht zum Gebete. Nach gemeinsamer Morgenandacht wohnten dann alle dem hl. Messopfer bei; bei feierlichem Gottesdienste schloß die Fürstengemeinschaft nie; die Kinder waren fromm, bescheiden, gehorsam und voll Gerablassung gegen die Armen und Niedrigen. Das Dienstpersonal mußte fromm und reiner Sitte sein, wurde dann aber auch als zur Familie gehörig betrachtet.

Wie der Heilige seiner Familie vorstand, so gebot er auch über das weite Land. Alle Untertanen hatten zu ihm freien Zutritt; die Ärmsten und Bedrängtesten standen seinem Herzen am nächsten. Mußte er gegen Verbrecher einschreiten, dann waltete die Milde vor, wenn er auch der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen mußte.

Leopold war Markgraf, d. h. Schützer der Mark, der Grenze. Und gerade der Markgraf von Oesterreich hatte es nicht leicht. Denn die Ungarn, die damals vom Christentum noch nicht ganz durchdrungen waren, unternahmen noch häufige Einfälle in das westliche Grenzland.

Der Heilige hatte schon zwanzig Jahre in Frieden und Wohlstand sein Volk behütet, da kamen die östlichen Nachbarn, in wilder Eile nach dem Reichtum der Ostmark, mit großer Heeresmacht gegen Oesterreich heran. Leopold sammelte seine Scharen, stellte sich an die Spitze der Truppen, die dem heiligen Fürsten ganz vertrauten, schlug die Eindringlinge zweimal und verfolgte sie bis Eisenburg im eigenen Lande. An dieser Stadt stellte er durch Verstärkung, bei der er aber keine Ungerechtigkeit gegen Einzelne zuließ, ein warnendes Beispiel auf, daß man in Zukunft österreichisches Land in Ruhe lasse.

Gerade die drohenden Einfälle der Ungarn ließen den Heiligen an der glaubensvollen Bewegung der Kreuzzüge nicht teilnehmen, er unterstützte aber die Kreuzfahrer, so gut er konnte bei ihrem Durchzug durch die Ostmark im Süden.

Mit Heinrich V., seinem Schwager, war der Stamm der Salier ausgestorben. Die deutschen Reichsfürsten boten dem Heiligen als einem der nächsten Verwandten die deutsche Königskrone an. Leopold hat aber auf den Ansehn, doch von seiner Wahl abzusehen; es wurde dann Lothar von Supplinburg gewählt.

Erst dreißig Jahre alt, ergriff ihn eine tödliche Krankheit; am 15. November 1136 sank er ins Grab, von ganz Oesterreich betrauert, als sei der Vater eines jeden gestorben. Papst Innocenz VIII., der ihn 1485 heilig sprach, sagt von ihm: „Leopold hat vierzig Jahre über Oesterreich geherrscht und zwar in einer Zeit, wo in Deutschland jeder in Schrecken versetzt wurde durch blutige Kriege,

durch Mord, Brand und durch Verwüstung; er aber regierte milde, gerecht und menschenfreundlich. Und während andere vom Blute triefen, bewahrte er sein Land in tiefem gottgefälligen Frieden!“

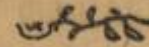
Der Heilige wird seit seiner Kanonisation als Landespatron Oesterreichs verehrt. Daß er doch gerade jetzt, wo die Schutzwehr des Deutschlands gegen Osten hin in einem Kampfe steht, wie ihn Oesterreich noch nie zu bestehen hatte, unserem geprüften, tapferen Verbündeten sich als ein mächtiger Schirmherr zeigte!

Das Gebet, das eine österreichische Dichterin an den hl. Michael richtet, darf auch wohl dem hl. Schutzpatron des Landes vorgetragen werden.

Gilt jenen, die als Brüder kämpfend stehen,
Die Holz und heilig ihren Treubund halten,
Daß unser Banner rauschend siegwärts wehn,
Und laß uns dankend dann die Hände falten!“

(W. v. Greifenstein.)

P. S. B., O. F. M.



Beggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

Demut, ihr Wesen:

Der Mensch soll also sich selbst klein achten vor Gott und den Menschen. Vor Gott: Er soll den Großen, Allmächtigen nicht reizen durch Frevel und Sünde; er soll aber auch in treuer Erfüllung der göttlichen Gebote eble, tätige Demut und Geringschätzung üben. Vor den Menschen: Er soll sich über keinen stolz erheben, auch nicht auf den Fehlenden in pharisäischer Erhebung herabschauen und vor allem auch hier wieder praktische Demut üben dadurch, daß er den Nächsten nicht nur erträgt, sondern sogar dem Mitmenschen dient in uneigennütziger Ausübung der christlichen Liebe — das ist sich-Klein-Achten, um vor Gott und dem Himmelreiche einmal groß zu sein.

Der Demütige soll nach dem hl. Philipp Neri selbst die Verachtung verachten.

Der hl. Franz von Sales erklärt dies so: „Die höchste Stufe der Demut besteht darin, daß man an Demütigungen und Erniedrigungen sich eben so sehr freut, wie eitle Gemüter sich an großen Ehren erfreuen.“ — „Demütigungen und Verachtung auf wahrhaft christliche Weise ertragen, ist der Probierstein der Demut und zugleich der wahren Tugend; denn dadurch wird der Christ Christo, dem wahren Vorbilde aller gründlichen Tugend gleichförmig.“

Wie die wahren Nachfolger Christi diesen höchsten Grad der Demut erstiegen, zeigt uns ein Beispiel, das P. Maffei in seiner Geschichte Indiens erzählt; er schreibt: „Als einer unserer Väter in Japan den Glauben an Jesus Christus auf öffentlicher Straß der Stadt Xitanda predigte, und zufällig einer der heidnischen Einwohner vorüberging, spottete dieser über den Prediger sowie über seine Lehre, die er vortrug, und wie dem Prediger ins Angesicht. Der zog ruhig sein Tüchlein hervor und reinigte sich wieder, ohne auch nur ein Wort zu sagen und setzte dann mit der vorigen Gemütsruhe und der gleichen Gesichtsmiene seinen Vortrag fort. Einer von den Zuhörern fand dies sehr auffallend und fing bei dem Anblicke der großen Geduld und Demut des Predigers bei sich zu denken an: „Unmöglich kann eine Religion, die den Menschen eine solche Geduld und Demut lehrt und gibt, anderswo als vom Himmel kommen!“ Und dieser Gedanke wirkte so kräftig, daß er sich bekehrte. Er ging am Schluß der Predigt zu dem Redner, bat inständig um Unterricht im Glauben und um die heilige Taufe.“

„Doch“, sagt mir einer, „das fordert die Seelenstärke eines Heiligen, und es ist ganz menschlich, vor der Verachtung zurückzuschrecken, wie der Leib vor dem Schmerze zurückzuckt.“ Gewiß sind wir nicht immer zur Übung einer

Das Beichtgeheimnis

Roman von Matthias Biank

Manuskript verboten.

Von diesen Gedanken erschraf sie. Aber warum? Vielleicht war es eine Torheit, daß Martha sich ängstigte? Warum zitterte sie denn? Er — ihre Gedanken nannten seinen Namen nicht — war von ihr fort, um den Vater zu sprechen, um von diesem eine Anerkennung ihrer gegenseitigen Liebe durchzusetzen. Sie hatte ihn dann vom Fenster aus beobachtet, wie er mit den Anzeichen größter Erregung und fast wie ein Fliehender — so war er ihr erschienen — fortgestürzt war, und dann hatte sie den Erschlagenen aufgefunden. Was mochte zwischen Ernst Peruz und ihrem Vater vorgefallen sein? Warum mochte er entflohen sein? Vor diesem mit Blut besudelten Gesichte des Toten? Die geballten Fäuste preßte sie an die Schläfen.

„Nein, nein!“ stöhnte sie dabei mit zuckenden Lippen. „Das kann nicht sein, das nicht!“

Eine Hoffnung wollte sich in ihr regen. Aber dann meldete sich immer lauter und eindringlicher die Frage: warum war Ernst Peruz dann ohne Gruß und in größter Erregung fortgegangen? Vielleicht? Ihre Hände schlangen sich ineinander. Vielleicht gab es doch einen Irrtum?

Ein kurzes Klopfen an der Türe ließ sie aufhorchen. Auf ihren Ruf wurde geöffnet und Kommissär Weber trat den Salon. Er grüßte und während er mit den dünnen, knochigen Fingern an dem langen Vollbart zupfte, erklärte er:

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie stören muß. Aber es wird in Ihnen, da die Tat selbst doch nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, gewiß nur das Verlangen sein, daß sie wenigstens ihre Sühne finden soll. Dazu müssen Sie mir helfen!“

„Ich?“ Die Lippen lagen aufeinander gepreßt; und dann klang die Stimme etwas zögernd: „Kann ich das?“

„Vielleicht! Das Unscheinbarste kann von Wichtigkeit werden.“

Sie wies mit der Hand auf einen Stuhl, und als sich der Kommissär gesetzt hatte, erklärte er: „Ich habe eine sehr eingehende Untersuchung vorgenommen; nach den Erhebungen muß der Mord unmittelbar vorher verübt worden sein, ehe Sie dessen Leiche fanden. Die Untersuchung hat also alle Aufmerksamkeit darauf zu richten, wer vor Ihrem Erscheinen im Zimmer des Erschlagenen gewesen war.“

Martha Holländer nickte nur. Dies sagte der Kommissär als eine Aufforderung zum Weiter-sprechen auf.

„Ich nahm sofort ein kurzes Verhör des Dienstpersonals vor; von allen wurde bestätigt, daß kein Besuch gekommen war, daß sich niemand melden ließ, und daß nur Herr Peruz nach Ihnen verlangt hatte. Das war das einzige Ergebnis gewesen.“

„Und dann; hatte er Sie allein verlassen?“

So bleich war das Gesicht von Martha Holländer, als wäre daraus jeder Blutstropfen entwichen: „Nein! Ich — ich selbst hatte ihn bis zur Korridortüre begleitet.“

„Und dann?“ forschte der Kommissär weiter, während er scheinbar zerstreut die gut gepflegten Fingernägel prüfte.

„Dann habe ich Papa aufsuchen wollen und nur den Toten gefunden.“

Kommissär Weber antwortete nicht sogleich; seine grauen Augen glitten über die zierlich feine Gestalt, die ihm gegenüber saß. Seine Entgegnung klang gedehnt:

„Dann allerdings. Ein Verdacht in dieser Richtung ist also nicht möglich. Glauben Sie, daß irgend jemand in das Arbeitszimmer des Erschlagenen hatte kommen können, ohne daß er dabei gesehen worden sein mußte?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht kann die Korridortüre unten, in deren Nähe ja Papas Arbeitszimmer liegt, nur angelehnt gewesen sein?“

„Es könnte ja möglich sein; es muß wohl

eine solche Annahme vorausgesetzt werden, da niemand Eintritt gefordert hatte.“

„Eine genauere Spur des mutmaßlichen Täters wurde wohl nicht entdeckt?“

„Doch! Eine Kleinigkeit, die aber schließlich genügend sein kann.“

Bei dieser Antwort fühlte Martha Holländer ein ebenso heftigeres Herzklopfen; eine weitere Frage brannte auf ihren Lippen. Und doch schwieg sie; die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Der Kommissär griff in die Westentasche: „Nichts weiter als den Knopf, den der Unbekannte verloren hatte, ehe er das Zimmer des Erschlagenen bei seiner Flucht verlassen und der sich in der Türe eingeklemmt hatte.“ Er zeigte ihn in der ausgestreckten Hand vor. „Die Form ist eine eigentümlich achtgedige; auch die Farbe ist selten. Vielleicht führt uns gerade der Knopf auf die Spur dessen, der unmittelbar vor Ihnen im Zimmer gewesen war.“

Martha Holländer blickte nach dem Kleinen, so unscheinbaren Gegenstande; sofort hatte sie ihn erkannt. Sie wußte, bei wem sie den Knopf gesehen hat und wer ihn allein verloren haben mußte. Aber sie schwieg.

„Ist Ihnen der Knopf bekannt? Können Sie sich nicht erinnern, ihn schließlich bei irgend einem Bekannten schon gesehen zu haben?“

Sie hob den Kopf:

„Nein! Mir ist er fremd.“

„Können Sie sonst irgend eine Vermutung aussprechen?“

„Nein!“

„Oder hegen Sie irgend einen Verdacht?“

„Auch das nicht.“

Der Kommissär steckte den Knopf wieder zu sich: „Hat Ihr Vater schließlich einmal davon gesprochen, ob irgend jemand bei ihm Zutritt haben kann, ohne sich erst anmelden zu müssen?“

„Nein!“

„Könnte es eine solche Möglichkeit geben? Glauben Sie, daß sonst jemand unbemerkt in die Wohnung gelangen konnte?“

„Ich weiß es nicht.“

„Glauben Sie vielleicht an die Möglichkeit, daß im Hause selbst, vielleicht unter der Dienerschaft, der Täter gesucht werden mußte?“

Martha Holländer zog die Schultern hoch. Sie wußte nichts.

Mit diesem Ergebnisse mußte sich Kommissär Weber zufrieden geben, der sich dann verabschiedete, um sein Verhör anderswo fortzusetzen. Er war auch schon im Begriffe, die Tür zu öffnen, als er durch einen Ruf von Martha Holländer zurückgehalten wurde. Auf seine Frage antwortete sie: „Nur ein Ersuchen hätte ich.“

„Ich werde Ihnen jeden Wunsch erfüllen.“

„Wenn die weitere Untersuchung irgend einen Verdacht ergibt, wenn irgend ein greifbares Resultat erzielt zu werden scheint, werden Sie mich dann sofort verständigen?“

„Sehr gerne!“

„Auch dann, wenn sich nur ein Verdacht zu regen scheint?“

„Ja!“

„Besteht vielleicht jetzt schon ein Verdacht?“

„Es bestand einer. Jetzt nicht mehr!“

„Welcher?“

„Jener Herr Peruz war der einzige, dem geöffnet worden war! Aber da Sie ihn doch selbst hinausbegleitet hatten, so muß Ihnen geglaubt werden und eine Vermutung in dieser Richtung ist ausgeschlossen.“

Dann erst ging er. Kaum aber hatte sich die Türe hinter ihm geschlossen, da stürzte sich Martha Holländer mit beiden Händen auf die Tischplatte; sie starrte dabei nur auf die Türe, durch die sich der Kommissär entfernt hatte.

Das war nun vorbei! Nie aber hatte sie so schwer gelitten wie in jenen Augenblicken. In ihr wühlte der Schmerz über den Verlust des Vaters, dessen Energie und Tatkraft allein den Namen Holländer so berühmt gemacht, die sie

so sehr beachtet hatte; zu diesem war das noch stärkere W-B hinzugekommen, daß sie mit vollem Bewußtsein die Ereignisse erkannt hatte. Sie zweifelte nicht daran, wie die Begebenheiten abgepielt hatten.

Ernst Peruz war von ihr fort; als er ihrem Vater seine Wünsche genannt hatte, mochte ihm dieser schroff abgewiesen haben. Sicherlich aber aber Ernst Peruz nicht so rasch verzichten wollen. Ihr Vater jedoch, der es noch nie gekannt hatte, daß jemand seinem Willen trogte, der stets seinen Willen durchzubrühen verstanden hatte, war daraufhin sicherlich heftig geworden. Es mochten dabei Leidenschaften gegenüber gerallt sein, die in ihrer aufwühlenden Macht Martha Holländer nur ahnen konnte. Vielleicht hatte ein schroffes Wort das Blut von Ernst Peruz in das Gehirn gedrängt, so daß er besinnungslos für den Augenblick geworden war, nach der nächsten Waffe gegriffen und den Schimpf so gerächt hatte? Sicherlich hatte er nicht töten wollen. Als er aber die Folgen gesehen hatte, das heiße Blut, das das Leben selbst war, da hatte ihn das Grauen vor seinem unbedachten Tun ergriffen, da war ihm das Bewußtsein zurückgekehrt, daß er in leidenschaftlichen Worten verloren gesehen. Deshalb hatte er auch nicht mehr zurückblicken können. Das alles verstand sie nun! Als er aus dem Zimmer seiner Tat geeilt war, hatte er dann jenen Knopf verloren, den ihr der Kommissär gezeigt hatte. Auf den ersten Blick hatte sie es erkannt, daß jener Knopf am Frack von Ernst Peruz gewesen war. Trotzdem hatte sie geschwiegen. Warum? Sollte sie schweigen dürfen? War es denn nicht ihr Vater, den sein aufflammender Jähzorn getroffen hatte? Und dennoch hatte sie nicht zur Anklägerin werden können. Nur weil er sie liebte, um dieser Liebe willen, war sein Blut aufgepeitscht worden, daß er besinnungslos zum Opfer der jähren Leidenschaft wurde. Deshalb war sie kein undankbares Kind, weil sie schwieg, weil sie den nicht verraten konnte, den sie liebte. Ihre Trauer um den Vater war deshalb ebenso groß und tief! Mit ihrem eigenen Leben würde sie die Tat ungeschehen gemacht haben, wenn sie es nur gekonnt hätte.

Aber. — Da kamen Gedanken, die waren noch schlimmer und grausamer als die anderen. Aber war sie dadurch nicht zu einer Mitschuldigen geworden, daß sie geschwiegen hatte? Zur Mitschuldigen an dem Tode ihres eigenen Vaters? Aber sie hatte doch schweigen müssen! Durfte sie an dem zur Anklägerin werden, der in seiner Liebe zu ihr zur Sünde verfallen war? Durfte sie einen Stein wider ihn erheben, der sie liebte? Liehte sie ihn immer noch? „Ja!“ Mit lauter Stimme hatte sie auf die stumme lautlose Frage geantwortet. „Ja!“ Aber konnte sie jetzt noch je dem Manne angehören, der an ihrem Vater zum — Ihr Empfinden und ihre Gedanken sträubten sich gegen das entsetzliche Wort. Nein! Ein Mörder war er nicht! Aber das eine ließ sich doch nicht ausstreichen. Durch seine Schuld war das Leben ihres Vaters ausgelöscht worden!

Und wenn sie die Begebenheiten auch verstehen konnte, wenn sie begreifen konnte, daß ein jähres Wort ihres Vaters sein Blut bis zur Besinnungslosigkeit aufgepeitscht haben mochte, wenn sie ihm auch verzeihen mußte, weil seine Liebe ihn in das Verhängnis getrieben haben mochte, wenn sie es schließlich fühlte, daß ihr Herz ihn trotzdem noch suchen mochte, angehören durfte sie ihm nun nie mehr. Mit jener Tat waren alle Hoffnungen erschlagen. Immer würde ja nur der Schatten des Todes zwischen ihnen stehen. Retten wollte sie ihn! Aber angehören durfte sie ihm jetzt nimmermehr.

Die Lippen geschlossen, sich mit der Hand zum nächsten Stuhl und dann wieder weiter tastend, war sie schwerfällig wie unter einer unerträglichen Last, bis an den Schreibtisch gekommen; dort sank sie auf den Stuhl nieder. So groß war das Weh, daß sie keine Tränen mehr finden konnte, daß ihre Augen tränentrocken brannten.

(Fortsetzung folgt.)